

Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 36 (1978)

Artikel: Professor Eduard Huber 1879-1914 von Grosswangen :
Sprachgelehrter, Archäolog, Sinolog, Indochinaforscher
Autor: Häfliger, Alois
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Professor Eduard Huber 1879-1914

von Grosswangen

Sprachgelehrter, Archäolog, Sinolog, Indochinaforscher

Alois Häfliger

Im kommenden Sommer werden es hundert Jahre sein, dass im luzernischen Grosswangen ein Sprach- und Forschergenie wohl seltener Art das Licht der Welt erblickte. Bei diesem Anlass gebührt es sich, dass wir dieses mit einzigartigen Geistesgaben ausgestatteten schweizerischen Sprachgelehrten, China- und Indochinaforschers gedenken. Der Name Eduard Huber — in Grosswangen erinnert die Eduard-Huber-Strasse an ihn — ist heute nur mehr wenigen bekannt, zumal Professor Huber fast ausschliesslich im Fernen Osten tätig war und ein unerwartet früher Tod der glänzenden Gelehrtenlaufbahn ein vorzeitiges Ende setzte.¹

Ueber Eduard Huber erschien im Jahre 1920 von Pfarrer Casimir Schnyder in Zürich eine ausführliche und ausgezeichnete Biographie unter dem Titel «Eduard Huber — ein schweizerischer Sprachgelehrter, Sinolog und Indochinaforscher. Sein Leben und seine Briefe, seine wissenschaftliche Bedeutung nebst einer Auswahl seiner Arbeiten.» Dem Biographen Casimir Schnyder standen noch die vielen Originalbriefe und Tagebuchaufzeichnungen des Gelehrten an seine Angehörigen und Bekannten zur Verfügung. Dieses umfangreiche persönliche Material ist leider inzwischen zu einem grossen Teil durch ein böses Missgeschick unwiederbringlich verloren gegangen. Der vorliegende Aufsatz bringt daher nur wenige neue Aspekte aus dem Leben Hubers. Das Ziel meiner Arbeit besteht vielmehr darin, die Erinnerung an Eduard Huber für unsere Generation nochmals aufleben zu lassen. Schnyders Biographie — für den Aussenstehenden streckenweise etwas schwer lesbar — scheint in unserer Region nur in wenigen Exemplaren vorhanden zu sein. Die nach 1920 erschienenen Presseartikel über Eduard Huber stützen sich fast ausnahmslos auf die erwähnte Biographie. Auch ich musste mich weitgehend an Schnyders grundlegendes Werk halten, namentlich bezüglich der Zitate.

Bei meinen Abklärungen durfte ich von verschiedener Seite wertvolle Hinweise entgegennehmen, wofür ich bestens danke. Vor allem haben mir

1 Die Gemeinde Grosswangen wird im Verlaufe des Jahres 1979 in einer besonderen Veranstaltung des 100. Geburtstages ihres grossen Sohnes gedenken.

Dr. med. dent. Richard Egli, Willisau (Neffe E. Hubers), und Margreth Haller-Huber, Küsnacht ZH (Nichte E. Hubers), manche Auskunft gegeben und bereitwillig ihr Nachlassmaterial zur Verfügung gestellt.²

Herkunft und Jugend

Eduard Huber wurde am 12. August 1879 als Sohn des Anton Huber und der Mathilde Vogel in Grosswangen geboren. In Zuneigung an den christkatholischen Bischof Herzog liessen die Eltern den Knaben auf den Namen Eduard taufen. Sinnigerweise hängt das Portrait Hubers in der Zentralbibliothek Luzern ganz in der Nähe desjenigen von Bischof Herzog. Im Kreise von fünf Geschwistern, von denen zwei Schwestern in jungen Jahren wegstarben, verlebte Eduard eine glückliche Jugend. Eduard Hubers Vater war weitherum eine bekannte und markante Persönlichkeit. Als Landwirt verfügte er über einen ausgedehnten Grundbesitz, als Gastwirt — er führte einige Zeit den Gasthof «Krone» — und als Metzger bewies er seinen Unternehmungsgeist und seine Tatkraft. Später veräusserte Anton Huber den Gasthof und die Metzgerei, verpachtete die Liegenschaften und eröffnete eine Ziegelfabrikation, die in der Periode der grössten Produktion rund 25 Grosswängern Arbeit und Verdienst bot.

Vater Huber — Major Huber wurde er im Volksmund genannt — verfügte als Autodidakt über ein reiches Wissen, das er nicht nur für seine Unternehmungen nutzte, sondern in mehreren Beamtenungen auch der Öffentlichkeit zur Verfügung stellte. Als Bezirksrichter soll er durch sein fabelhaftes Gedächtnis aufgefallen sein. Schon in jungen Jahren nahm Huber in politischen Gremien seiner Heimatgemeinde Einsitz. Bei der Grenzbesetzung von 1871 leistete er als Bataillonskommandant Dienst im Jura. Schon sein Vater hatte sich in den vierziger Jahren in gleicher Eigenschaft militärische Verdienste erworben. Mehrere Amtsperioden vertrat Huber als radikaler Politiker seine Wähler im kantonalen Parlament. Der Heimatgemeinde diente er als Gemeindeammann und Gemeindepräsident.

Als Anton Huber 1879 nicht mehr in den Grossen Rat gewählt wurde, zog er sich von seinen Beamtenungen zurück, um sich ganz seinem wirtschaftlichen Unternehmen zu widmen. Der Übertritt mit seiner Familie zur christkatholischen Konfession — im Gefolge persönlicher Verärgerung — brachte ihm eine offene und versteckte Gegnerschaft ein. Nach dem Tode der ersten Gattin Marie Vogel im Jahre 1875 hatte er in zweiter Ehe deren Schwester

2 Im Gemeindearchiv Grosswangen soll ein Eduard-Huber-Archiv geschaffen werden. Grosswangen nimmt daher gerne Schriftstücke und Materialien, die an Professor Huber erinnern, entgegen.

Rechts:

Eduard Huber ein halbes Jahr vor seinem Tode; nach einem Amateurbild, aufgenommen im Garten seines Bruders Anton in Grosswangen.



Unten links:

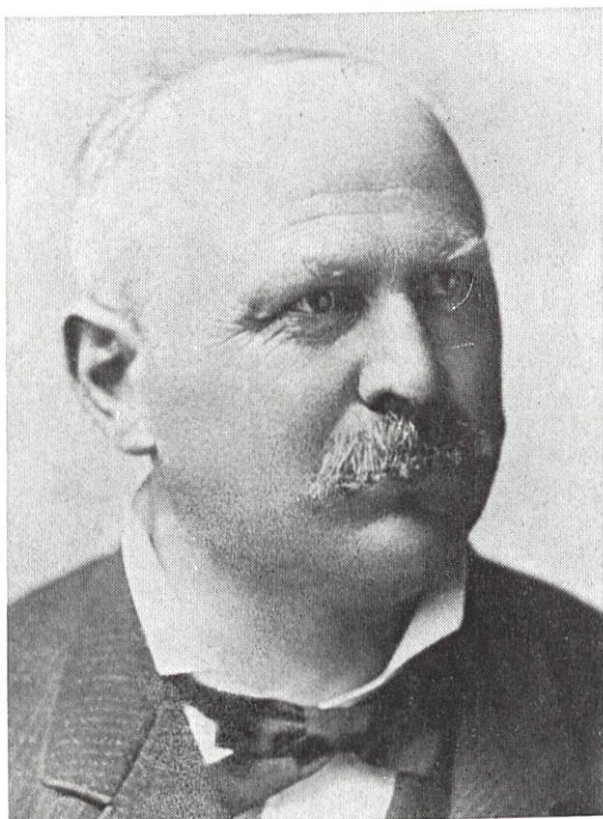
Der Vater

Major Anton Huber
Grosswangen 1841—1902
Landwirt, Gastwirt, Metzgereibesitzer, Kreisrichter, Grossrat, Gemeindevorstand, Gemeindepräsident, Ziegelfabrikant

Unten rechts:

Die Mutter

Mathilde Huber-Vogel
von Ruswil





Oben: Der ehemalige Ziegeleibetrieb der Familie Huber in Grosswangen; hier verlor Eduard als Knabe seinen linken Arm.

Unten links: Im stattlichen Hause seines Bruders Anton verbrachte Eduard Huber jeweils seinen Grosswanger Urlaub. Heutiger Besitzer des umgestalteten «Flora» ist Dr. med. B. Hodel.

Unten rechts: Huber mit seinem Boy Minch-chiou, der ihn 1908 nach Grosswangen in den Urlaub begleitete.



Mathilde aus dem Arzthaus in Ruswil geheiratet. Ob seiner Lauterkeit und Hilfsbereitschaft war Anton Huber auch beim politischen Gegner geachtet, wurde er doch über die Parteischranken hinweg um Rat und Tat angegangen. Der ehemals so kraftstrotzende Mann starb 1902 im Alter von erst 62 Jahren. Er hinterliess geordnete Verhältnisse, und sein Sohn Anton, der sich in Winterthur zum Bautechniker hatte ausbilden lassen und in der Armee als Offizier Dienst tat, führte das Ziegeleiunternehmen erfolgreich weiter und mehrte den Wohlstand der Familie. Das Haus seines Bruders Anton Huber-Ulmi an der Ruswilerstrasse bildete künftig auch das Absteigequartier für Eduard Huber. Der Ziegeleibesitzer Anton Huber jun. verstarb bereits im Alter von 39 Jahren nach einer chronischen Brustfellentzündung, ein paar Monate nach seinem Bruder Eduard, dessen plötzlicher Tod dem kränkelden Mann sehr zugesetzt hatte. Eduard Huber war seinen Eltern sehr zugezogen, von denen er, wie sein Bruder, bemerkenswerte Anlagen mitbekommen hatte.

Mit sechseinhalb Jahren trat Eduard Huber in die Volksschule ein. Der Dorfschulmeister beförderte den aufgeweckten Jungen, der bereits fliessend lesen und geläufig schreiben konnte, gleich in die zweite Klasse. Im Alter von elf Jahren erlitt Eduard im väterlichen Ziegeleibetrieb einen schweren Unfall; er geriet in die Falzziegelmachine, wodurch sein linker Arm mehrmals gebrochen und beinahe vollständig abgetrennt wurde. Dem herbeigerufenen Arzt blieb nichts anderes als die Amputation des Armes übrig. Vor der Narkose soll Eduard, der übrigens keinen Laut des Wehklagens von sich gegeben habe, den Arzt inständig gefragt haben, ob er nun gleichwohl noch Offizier werden könne. Der Arzt beschwichtigte den Jungen mit dem Hinweis, auch mit nur einem Arm könne er ein grosser Mann werden.³

Eduard Huber bezog bereits nach der 6. Primarklasse und nicht erst nach der 7., wie es damals üblich war, die Bezirksschule/Sekundarschule. Als Sekundarlehrer Eduard Zwimpfer — unter anderem auch aus politischen Gründen — an die untern Klassen der Mittelschule Willisau wechselte, trat Eduard Huber gleich in die zweite Mittelschulklasse ein. Hier erzielte er wie in der anfolgenden dritten Klasse stets nur die besten Noten.⁴

Als Fünfzehnjähriger trat Eduard Huber an die Kantonsschule Solothurn über. Aus politischen Ueberlegungen war ein Weiterstudium des Sohnes an

3 Eine Zeitungsmeldung besagt, der schwerverletzte Knabe soll an der Durchgangsstrasse mit eigenartig verschränkten Armen auf den Landarzt gewartet haben, der sich gerade in Grosswangen aufhielt; Eduard habe den Arzt gebeten, mit ihm nach Hause zu kommen, da etwas passiert sei.

4 Eduard Huber besuchte vom Herbst 1892 bis Sommer 1894 die 2. und 3. Klasse der Mittelschule Willisau. Die Schule zählte damals 64 resp. 70 Schüler und hatte in den beiden untern Klassen auch die Aufgaben einer Sekundarschule/Bezirksschule wahrzunehmen.

der Kantonsschule Luzern für die Familie Huber nicht in Frage gekommen. Auch soll der in Solothurn lehrende Prof. Dr. Johann Kaufmann, ein Luzerner, als Altphilologe auf den jungen Huber eine grosse Anziehungskraft ausgeübt haben. In Solothurn — Huber hatte hier wiederum eine Klasse übersprungen — legte der begabte Jüngling mit 18 Jahren eine glänzende Matura ab.

Neben den Pflichtfächern studierte Eduard Huber als Gymnasiast an der Kantonsschule Solothurn auch Italienisch, Englisch und Spanisch. Beim Privatgelehrten Johann Baptist Schibenegg nahm Huber Privatstunden in Hebräisch, Chaldäisch und Sanskrit. Zugleich hatte er eine in Kairo erscheinende arabische Tageszeitung abonniert. Schibenegg stellte Huber seine umfangreiche Bibliothek zur Verfügung und blieb auch während der Pariser Jahre mit seinem Privatschüler in engem Kontakt.⁵

Sprachstudien in Paris — Mitarbeiter der Professoren

Anfangs November 1897 kam Eduard Huber in die Weltstadt Paris. Die Seine-Stadt sollte für den jungen Grosswanger in den nächsten dreieinhalb Jahren zur zweiten Heimat werden. Rasch fand er sich in der Hauptstadt der Weltmacht Frankreich zurecht, die gerade daran war, ihre aussereuropäischen Besitzungen dem damaligen imperialistischen Streben der Grossmächte gemäss auszubauen und zu vergrössern.

Huber liess sich an der Universität Sorbonne immatrikulieren, und zwar an der Faculté des Lettres, section Hautes Etudes philosophiques et historiques.⁶ Seine Hauptfächer waren Sanskrit und Altpersisch. Daneben hörte er am Collège de France Vorlesungen in arabischer Literatur und in Neupersisch. An der Ecole Orientale wurde Huber — als Ausländer hatte er eine Spezialbewilligung einzuholen — ebenfalls als regulärer Schüler aufgenommen. Hier verlegte er sich auf Russisch, Japanisch und Chinesisch. Daneben studierte er weiter Armenisch und Hindustani. Zu diesem umfangreichen Pensum kam noch die Exegese des Korans. Auch pflegte der sprachenbesessene Student die romanischen Sprachen weiter, vor allem das Spanische. Huber schrieb voller Begeisterung nach Hause, alle Vorlesungen seien für

5 Johann Baptist Schibenegg, 1823—1905, von Solothurn, war an verschiedenen Orten im Kanton Solothurn als Kaplan, geistlicher Lehrer und Pfarrer tätig. In Deutschland und Italien absolvierte er ein Zweitstudium; der gewandte Orientalist wartete vergeblich auf eine Professur und lebte lange als Privatgelehrter in Solothurn.

6 Der Direktor der Sorbonne soll den noch so jungen und etwas schüchternen Schweizer vorerst sehr skeptisch betrachtet haben. Als jedoch der Petent ein vorgelegtes arabisches Schriftstück flüssend lesen konnte, stand der Immatrikulation nichts mehr im Wege.

ihn «grossartig und spannend» und er vergesse vollständig, dass er sich in der Weltstadt Paris befinde.

Mehrmals wechselte Eduard Huber in Paris sein Logis. Die Anmarschwege zu den Hörsälen und Bibliotheken sollten möglichst kurz sein. Zeit war für den unermüdlichen Geistesarbeiter sehr kostbar.⁷

In Paris kam Huber mit Studenten aus verschiedenen Ländern des Ostens zusammen. Von all diesen Bekanntschaften versuchte er möglichst viel zu profitieren. Ein mesopotamischer Geistlicher erklärte ihm Einzelheiten der arabischen und syrischen Sprache; dafür erteilte er diesem Unterricht in europäischen Sprachen. Huber traf sich mit den begabten Eleven der chinesischen Mission in Paris. Gegen chinesischen Zusatzunterricht half er seinen Studiengenossen in Französisch weiter. Daraus entwickelten sich dauernde Freundschaften. Türkisch und klassisches Armenisch erlernte er bei einem armenischen Erzpriester, den er dafür in Deutsch und Englisch unterwies. Dazu belegte Huber noch Sprachkurse in den Semesterferien.

Einmalig war wohl die Zuvorkommenheit der Professoren an der Sorbonne (Silvain Lévi) und an der Ecole Orientale (Louis Finot) dem Schweizer Studenten gegenüber, indem sie das Vorlesungsprogramm so gestalteten, dass Huber möglichst alle Kollegien belegen konnte, die ihn interessierten. So hörte er 1898 gleichzeitig klassisches Arabisch und das Arabisch des tunesisch-ägyptischen Dialekts, Türkisch, Persisch, Indisch und Chinesisch. Zugleich war er für Kurse in Geographie und für politische und literarische Geschichte des Islams und Chinas eingeschrieben. Dies alles machte auf Huber einen märchenhaften Eindruck.⁸

Selbstverständlich meisterte Eduard Huber die obligaten Prüfungen ohne irgendwelche Schwierigkeiten. Bereits im Mai 1898 passierte er mit bestem Erfolg die Übergangsexamen, und im Juli des gleichen Jahres erhielt er das Diplom als Lehrer der französischen Sprache und Literatur. Im Frühsommer 1899 bestand Huber als noch nicht Zwanzigjähriger die mündlichen und schriftlichen Abschlussprüfungen in Arabisch, Türkisch, Persisch, Hindustani und Chinesisch nebst Geographie und Geschichte mit den höchsten Auszeichnungen. Alle diese Sprachen sollten ihm Hilfsmittel für seine

7 Huber wohnte in Paris vorerst an der Place Péreire, 1898 an der Rue Vangirard und später an der Rue Cujas. 1899 wechselte er an den Faubourg St. Jacques, im Februar 1900 an die Rue l'Abbé de l'Epée.

8 «Je me rappelle alors ma stupéfaction en lui voyant écrire en arabe des cours professés en français. Il va sans dire qu'il savait déjà le français à la perfection, mais l'arabe lui était plus familier.» Dr. Gaston Cahen, Hubers Mitstudent in Paris und späterer Mitarbeiter in Hanoi, in: «Gazette de Lausanne» Nr. 18/19. Januar 1914.

Forschungen und auch zum eingehenden Studium des geheimnisvollen Sanskrit sein?

Es lag geradezu auf der Hand, dass die Pariser Orientalisten, seine Professoren, Sinologen und Indochinaforscher in ganz Europa das Sprachenphänomen Huber zur Mitarbeit heranzogen. Dafür vermittelten diese ihm höchst interessante Bekanntschaften. Huber arbeitete besonders eng mit dem Sanskrit-Professor Lévi zusammen, der in Indien ein verloren geglaubtes Sanskrit-Manuskript entdeckt hatte, das aber zahlreiche Lücken aufwies. Von diesem Werk existierte aber eine vollständige chinesische Uebersetzung. Huber half Lévi bei der Vervollständigung und Herausgabe der Handschrift. Prof. Lévi verschaffte seinem Schüler und Mitarbeiter ein langes poetisches, aus dem Sanskrit ins Chinesische übersetztes Werk, dessen Original nicht mehr vorhanden war. Huber übersetzte das Buch — Teile davon als Diplomarbeit — aus dem Chinesischen ins Französische: die berühmt gewordene «Sutralamkara», Erzählungen des grossen buddhistischen Dichters und Gelehrten Açevaghosa. Der Forscher hatte später in Indochina das unwahrscheinliche Glück, einen Teil des Originaltextes aufzufinden. Im Jahre 1909 erhielt Eduard Huber für das Gesamtwerk als beste französische Uebersetzung aus dem Chinesischen, von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres in Paris den Stanislas Julien-Preis, eine seltene und gut dotierte Auszeichnung.

Laufend wurden dem jungen Gelehrten auch von andern europäischen Universitäten chinesische Schriftstücke zur Uebersetzung und Deutung zugeleitet, wozu auch Sanskrit-Schriften kamen. Gute Dienste leistete Huber auch die Beherrschung der arabischen Sprachen. Durch Vermittlung Prof. Lévis wurde der Schweizer Huber in die Asiatische Gesellschaft aufgenommen, zu deren Mitgliedern nur die bekanntesten Orientalisten Europas zählten. Als in Indochina eine französische Schule auf Universitätsebene errichtet werden sollte, wurde Huber angefragt, ob er Interesse an der geplanten Expedition nach Südostasien hätte. Mit seinen 21 Jahren fand er es noch verfrüht, in Europa bereits die Universitätslaufbahn einzuschlagen, und er

9 *Sanskrit*: Das Sanskrit ist ein wichtiger Zweig der indogermanischen Sprachenfamilie und bildet heute eine wichtige Quelle für die vergleichende Sprachwissenschaft. Es ist verwandt mit dem Altpersischen, dem Gotischen, dem Griechischen und dem Latein. Das Sanskrit — die für Opferhandlungen «zurechtgemachte» heilige Sprache — hat seine endgültige Form im 5./4. Jahrhundert vor Christus erhalten, in der Blütezeit des Sanskrit-Schrifttums (4.—8. Jh. n. Chr.) jedoch nochmals als Kunstsprache eine merkliche Verfeinerung erfahren (wissenschaftliche Werke in Versform abgefasst). Das Sanskrit ist heute eine tote Sprache, bildet aber die Ausgangssprache für eine grosse Zahl indischer Dialekte und wird nur noch von der Priesterkaste der Brahmanen zwecks Lesung der heiligen Schriften erlernt und verstanden. Besonders reichhaltig ist die Fabel- und Märchendichtung in der Form der Rahmenerzählung.

sagte auf eine zweite Anfrage freudig zu. Kaum jemand war für diese Aufgabe so umfassend vorbereitet wie Eduard Huber.

Während Hubers Pariser Zeit ging es dort keineswegs immer ruhig zu. Parteikämpfe und die Dreyfus-Affäre beherrschten die politische Bühne. Zwischen Paris und Grosswangen liefen rege Verbindungen. Hubers Angehörige besuchten 1899 die Weltausstellung in Paris. Selbst Prof. Lévi stieg nach einem Kuraufenthalt am Vierwaldstättersee bei Hubers in Grosswangen ab, um Vater Huber über die asiatische Mission zu orientieren. Eduards Vater hätte gerne seinen Sohn möglichst bald in gesicherter Position an einer schweizerischen oder zumindest europäischen Universität gesehen.

An der Ecole Française d'Extrême-Orient in Hanoi (Saigon)

Frankreich besass um 1900 herum bereits Höhere Forschungsschulen in Rom, Athen und Kairo. Im Gefolge des Ausbaus der aussereuropäischen Besitzungen, richtete Frankreich damals sein besonderes Augenmerk ebenfalls auf Indochina. Die Kolonialmacht nahm sich eingehend der sprachlichen und völkischen Probleme in dieser Region Südostasiens an. Es bleibe dahingestellt, in wieweit die wissenschaftliche Erschliessung der Kolonialländer dem französischen Herrschaftsanspruch zu dienen hatte. Auf jeden Fall unterstützte der französische Staat die wissenschaftlichen Forschungsunternehmen im Fernen Osten zielstrebig und grosszügig.

Im Jahre 1901 wurde in Saigon die Ecole Française d'Extrême-Orient errichtet. Die Schule wurde ein Jahr später nach Hanoi im Tonking, dem heutigen Nordvietnam, verlegt. Gemäss Gründungsdekret aus dem Jahre 1901 verfolgte die Ecole Française vor allem folgende Zwecke:

- Archäologische, historische und philologische Erforschung der indochinesischen Halbinsel;
- Förderung des Studiums der Geschichte und der Zivilisationen der benachbarten Landstriche Indiens, Malaya, China und Japan.

Die Schule war direkt dem Generalgouverneur von Indochina unterstellt, während die wissenschaftliche Beaufsichtigung der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres de l'Institut de France in Paris oblag. Der Direktor der Schule hatte den Unterricht in Sanskrit und Pali sowie in praktischer Altertumskunde zu leiten und eingeborene und ausländische Hörer zur Erreichung des Forschungszieles in zweckmässige Arbeitsmethoden einzuführen. Er konnte nach seinem Ermessen orientalische und europäische Professoren zuziehen. Die Schule hatte eine Bibliothek und ein Museum zu unterhalten; in einem Publikationsorgan (Bulletin) waren die Forschungsergebnisse laufend zu veröffentlichen. Neben festangestellten Professoren und Forschern wirkten an der Schule eine Anzahl Pensionäre, die ihre Studien indi-

schen oder indochinesischen Themen zuwandten und Gewähr boten, dass sie zur Arbeit der Gelehrten beitrugen. Als Eduard Huber im Jahre 1905 Professor des Chinesischen wurde, verfügte der Leiter der Schule bereits über einen festen Mitarbeiterstab. Der Direktor betreute Indien, ein anderer Professor die Ausgrabungen in Annam und Kambotscha, ein dritter Japan, während Huber China und Indochina zugeteilt waren. Zusätzlich standen drei Pensionäre im Dienste der Schule, die in der Regel drei Jahre in Indochina blieben.

Die Französische Schule in Hanoi bekam jährlich aus dem französischen Staatsbudget einen Kredit zugesprochen. Professoren und Pensionäre wurden während ihrer Tätigkeit in Indochina finanziell recht grosszügig gehalten. Für Forschungsreisen standen eigene finanzielle Mittel zur Verfügung. Die militärischen und politischen Amtsstellen waren beauftragt, den Gelehrten an die Hand zu gehen, damit sich deren Aufenthalt in Südostasien so angenehm wie möglich gestaltete.

Die Ecole Française in Hanoi wurde nach und nach zu einem Sammelzentrum eines immensen Kulturgutes (Bücher, Schriftstücke aller Art, Inschriften, archäologische Funde), das nicht nur aus Indochina, sondern zu weiten Teilen auch aus China stammte: Neben Material aus Feldzügen und Forschungsreisen waren da Dankesgeschenke aus den Klöstern sowie Geschenke, die im Zeichen der Unterwürfigkeit oder als Geste der gesuchten Freundschaft den Franzosen gemacht wurden. So hatte z. B. der König von Siam die ganze Sammlung der Heiligen Bücher der alten Inder der Ecole Française geschenkt. Viel Sammelgut, das in Hanoi nicht ausgewertet werden konnte oder das man sichern wollte, fand den Weg in die Museen und Bibliotheken der französischen Hauptstadt.

Der Schule erwachsen mit der Zeit auch zusätzliche Aufgaben, an die ursprünglich niemand gedacht hatte. Die Mitglieder hatten immer wieder als Dolmetscher zu agieren und mussten für die Verwaltung amtliche Dokumente übersetzen (Huber vornehmlich chinesische), was sie oftmals in ihrer eigentlichen Arbeit behinderte. Auch bei der verkehrstechnischen Erschliessung des Landes (Eisenbahnbau in Indochina und in den benachbarten chinesischen Provinzen) benötigte man sprachkundige Leute.¹⁰

10 Im Auftrage des Generalgouverneurs waltete z. B. Prof. Huber 1904 und 1906 mit einheimischen Gelehrten als Experte bei den periodisch durchgeführten Mammutexamen zum Erwerb eines akademischen Grades in der chinesischen Literatur. 1904 strömten aus ganz Annam 11 000 Kandidaten, Jünglinge und Greise, auf dem «Feld der Examen», einer Ebene vor der Kaiserstadt Hué, zusammen. Die Prüflinge waren eine Woche in kleinen Zellen eingesperrt; 400 nahmen die Examenshürde, während zwei Dutzend in ihrer Zelle verstarben. Im November 1906 fanden sich wiederum 9 000 Bewerber vor Hanoi ein; ein jeder hatte Proviant für einen Tag und einen wasserdichten Bambusverschlag mit Dach mitzubringen.

Parmi « les trois qui sont méprisés partout », le tibétain énumère en dernier lieu celui qui སྐུ་ལྷོ་ཅ་བ་གང་ཡིན་པ།. J'ignore le sens du mot *skyu*; Schiefner a traduit comme s'il y avait *skyuug* : « celui qui mange en vomissant ». La teneur véritable de l'original indien est donnée par Yi-ts'ing : 不請赴他家 « celui qui sans invitation va (manger) dans la maison d'autrui », et par al-Moqaffa' المتقدّم الى مائدة لم يدع اليها « celui qui prend part à un repas sans être invité »; de même le syrien : « celui qui de son propre mouvement et sans être invité se rend à un festin ».

Parmi les trois choses dépréciées il y a ལྷོན་མོ་བྱ་ན་མེད་པ། « un repas sans sacrifice » (Schiefner). Mais *bya-na* signifie « condiment » et non pas « sacrifice ». En accord avec le chinois : 設食無兼味; le syrien dit : « un repas gâté auquel les invités ne veulent pas goûter ».

« Les trois sortes de sots ». En premier lieu : མ་འདྲིས་པ་ལ་ཡིད་རྟོན་པ། « croire un non-interrogé (*sic*) ». Il faut lire : « se fier à un inconnu ». Yi-ts'ing semble avoir traduit le sanscrit avec plus de précision en écrivant : 委付不相知, « confier un dépôt à un inconnu ». Le syrien dit en effet : « celui qui confie sa fortune à un homme qu'il n'a pas mis à l'épreuve, se fiant à un inconnu »; de même l'arabe المستودع ما له من لم يعرف « celui qui confie son bien à quelqu'un qu'il ne connaît pas ».

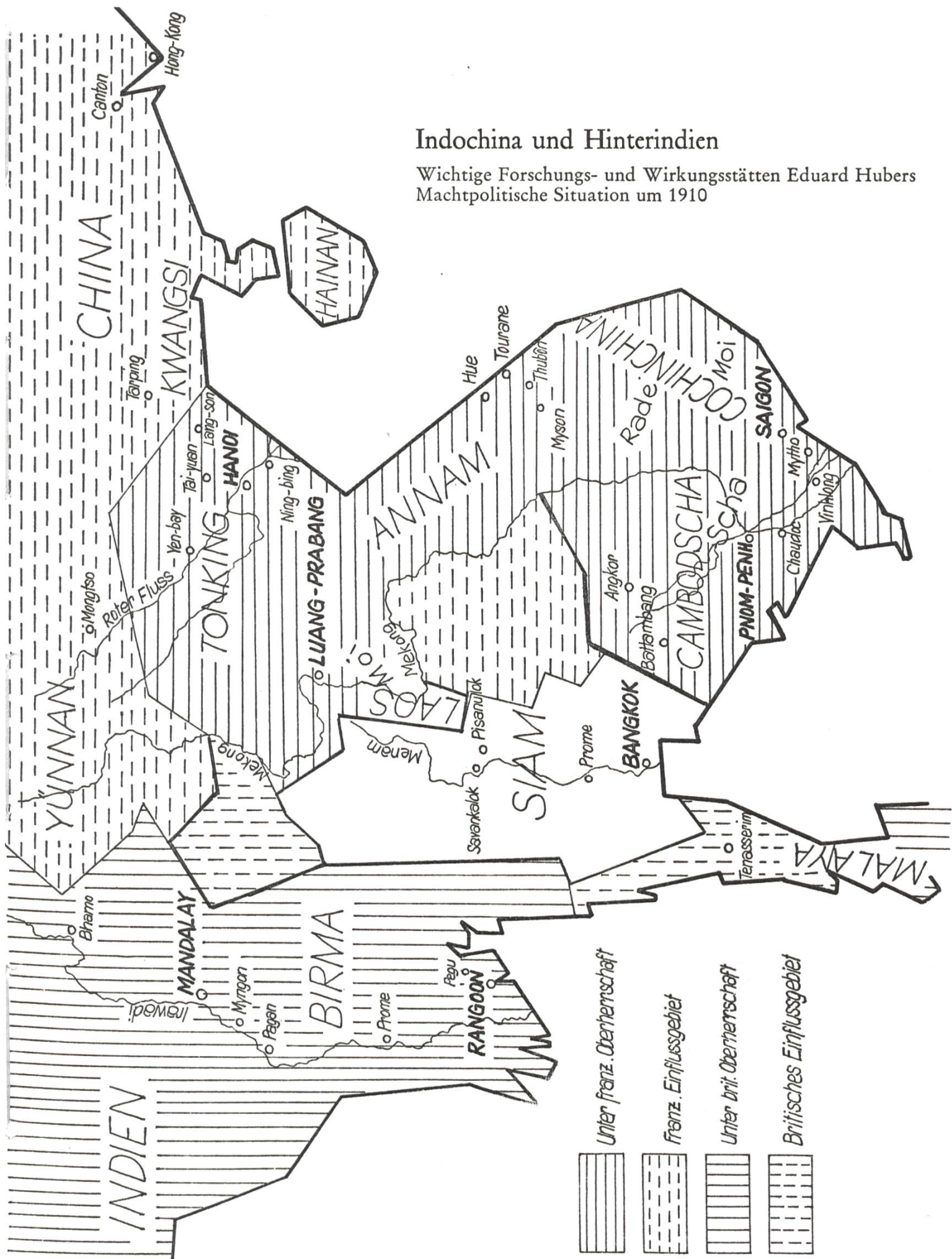
Ausschnitt aus Hubers kleinem Beitrag «Sur le texte tibétain de quelques stances morales de Bharata» in der Gedenkschrift für den ehemaligen Sanskrit-Lehrer Silvain Lévy an der Sorbonne. Die Untersuchung zur Indienforschung behandelt die Wiederherstellung eines verloren gegangenen Kapitels eines Werkes der buddhistischen Literatur und wurde von Fachleuten als «die geniale und elegante Lösung einer vielumstrittenen Frage» bezeichnet. Der Verfasser demonstriert dabei seine ganze sprachliche Virtuosität, indem er zur Klärung des Problems neben dem Chinesischen und Tibetanischen auch die arabisch-syrischen Sprachen beizieht.

Indochina und der Ferne Osten zur Zeit Hubers

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts sichern sich die europäischen Mächte (vor allem England, Frankreich und Deutschland) immer mehr Einfluss im stets schwächer werdenden chinesischen Kaiserreich. 1860 kommt es zur Freigabe des Handels für die Europäer: Einbruch des westlichen Kapitalismus, Aushöhlung alter Strukturen, Missionstätigkeit mit sozialpolitischem Einschlag. Die Europäer dringen von den Küsten ins chinesische Hinterland vor und sichern sich über Zwangsverträge allerlei Konzessionen. Japan besetzt Formosa und macht Korea zum Vasallenstaat. Um 1900 entlädt sich der aufgestaute Hass progressiver chinesischer Kräfte mit kaiserlicher Duldung im sog. «Boxeraufstand» gegen die «fremden Teufel». Doch erzwingen die Strafexpeditionen der Europäer eine «Politik der offenen Türen». — Russland verlegt nach Misserfolgen auf dem Balkan und gegen die Türkei den Schwerpunkt seiner Machtpolitik nach Ostasien: Gründung von Wladiwostok, Zugang zum eisfreien Ozean, Bau der Transsibirischen Eisenbahn (Eröffnung 1901). Hier stösst das Zarenreich auf das zur Industrienation herangewachsene und expansionslustige Japan. Russland wird von den Japanern zu Wasser (Port Arthur) und zu Lande (Mukden) vernichtend geschlagen (1904). Der japanische Sieg bedeutet für die Asiaten eine Niederlage für die Europäer. Nationalistische Bewegungen in China erhalten Auftrieb. — Nach der schmerzlichen Demütigung von 1871 durch das Bismarcksche Deutschland baut sich Frankreich trotz innenpolitischen Krisen in Afrika und in Südostasien ein Imperium auf. Die Indochinesische Union umfasst gegen Jahrhundertende neben Annam, Cochinchina, Kambodscha und Laos auch das den Chinesen entrissene Tonking — bei beschränkter Selbstverwaltung der einzelnen Provinzen oder Königreiche. Die Franzosen nehmen Einfluss auf die chinesischen Provinzen Yünnan und Kwangsi sowie auf Teile von Siam, das aber als Pufferzone zwischen den Interessen der Franzosen im Osten und der Briten im Westen seine Unabhängigkeit als einziges Land auf der indochinesischen Halbinsel bewahren kann. 1905 propagiert die Kuomintang-Partei ein Eigenleben für China, demokratische Zustände und die Existenzsicherung für alle. 1911 stürzen die «Jungchinesen» unter Sun-Yat-Sen in der grossen Revolution die morsche Mandschu-Dynastie.

Indochina und Hinterindien

Wichtige Forschungs- und Wirkungsstätten Eduard Hubers
 Machtpolitische Situation um 1910



Auf Forschungsreisen von Indochina bis Japan
Erlebnisse — Kontakte — Asien im Umbruch

Eduard Huber war sowohl Archäolog, Historiker, Indolog und Sinolog. Die verschiedenen Tätigkeiten greifen ineinander, und so sind die Arbeitsbereiche Hubers nicht scharf voneinander zu trennen. Die ausgedehnten und erlebnisreichen Forschungsreisen liessen Huber vorerst zum Archäologen und Entdecker werden. In verschiedenen Teilen Indochinas und im benachbarten China schrieb Huber mit seinen Gehilfen eine Unmenge Schriftstücke und Inschriften ab. Gelegentlich standen ihm dafür zwei Dutzend oder mehr Leute zur Verfügung. Die einmaligen Voraussetzungen, die Kenntnisse mehrerer toter und lebender Sprachen, die in seinem Forschungsgebiet gesprochen wurden oder Spuren hinterlassen hatten, prädestinierten ihn geradezu zu seinen erfolgreichen Forschungsunternehmungen und deren Auswertung als Linguist. Mit seiner wohl einmaligen Sprachgewandtheit fand er überall leicht Zugang und meisterte gelegentlich auch gefährliche Situationen.¹¹

Im Auftrage der Französischen Schule in Hanoi oder auf eigenen Antrieb bereiste Huber fast ganz Französisch-Indochina: den Tonking (Norden), Annam (Mittelvietnam mit der Kaiserstadt Hué), Cochinchina (südliches Vietnam), Kambodscha und Laos. Viele dieser Landstriche waren noch unerschlossen, obwohl sie z. T. bereits seit längerer Zeit unter französischer Oberherrschaft standen. Huber forschte besonders intensiv im weitgehend unabhängig gebliebenen Siam (Thailand), auf der malaischen Halbinsel, im englisch beherrschten Birma (Burma) und in den von Frankreich abhängigen südwestlichen chinesischen Provinzen (vgl. Kartenskizze S.121), ja, er gelangte bis nach Korea, Japan, Peking und an die mandschurische Grenze. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen bezogen sich denn auch auf alle diese Gebiete. Gegen Ende seiner grossen Forschungsreisen trug er sich mit dem Gedanken, sich in englische Dienste zu begeben, um von Birma und Indien aus die Erforschung Tibets zu versuchen, ein Unternehmen, dem er grösste Bedeutung zumass, da nach Hubers Erkenntnis der Einfluss der tibetanischen Sprache weit in den Süden ausstrahlte.

Des öftern fand Eduard Huber bei seinen Besuchen in den Bibliotheken der Klöster Dinge, die seine Erwartungen bei weitem übertrafen, so z. B. nördlich von Kanton Sanskritwerke, die in Indien und in Europa längst als verloren galten. 1902 grub er mit 60 Kulis die Ruinen von Daila in der Nähe

11 In Kanton wurde der 22jährige Huber inmitten einer feindseligen Menge von einem halbwüchsigen Bengel tötlich angegriffen. Huber erkannte sogleich am Idiom des Angreifers, dass dieser nicht aus der «blumigen Mitte» (aus dem eigentlichen China), sondern aus der Südsee stammte, ohrfeigte ihn und nannte ihn einen affenköpfigen, ungesitteten Barbar. Die Anwesenden überhäuften in der Folge den «weissen Mandarin» mit Entschuldigungen und Ehrerbietungen.

von Hanoi aus. Daila hatte vor einem Jahrtausend als die grösste Stadt Hinterindiens gegolten. Der rasche Erfolg bei der Suche nach der im Urwald versunkenen Stadtanlage war nur dank der in den kaiserlichen Archiven in Hué aufgestöberten Dokumente möglich. Einzelne Forschungsstätten suchte Huber mehrmals auf (vgl. Lebensstationen E. H. S.139). Ausserordentlich wichtig waren für Hubers linguistische Untersuchungen die Entdeckungen in Birma. Während mehrerer Monate kopierten 12 Schreiber die heilige Schrift der Birmanen auf in Essig gedörrte Palmbblätter, eine Schreibunterlage, die sich als ebenso dauerhaft wie Pergament erwies. In ganz Indochina entdeckte der Forscher epigraphische Raritäten (Inschriften), die er oft in mühseliger Arbeit abklatschte, vor allem bisher noch unbekannte oder noch nicht entzifferte Sanskritinschriften.

Noch Jahre nach der Zerstörung sicherte Huber in Peking Handschriften und Bücher, deren Bearbeitung und Auswertung mehrere Jahre beanspruchten. Huber durchstöberte die Bibliotheken zahlreicher Klöster und besprach sich oft tagelang mit den Bonzen, die dem sprachgewandten Gelehrten bereitwillig den Zugang zu ihren geheimen literarischen Schätzen ermöglichten. Besonders angetan hatten es dem Forscher die peguanischen Handschriften im Königspalast von Pegu in Niederbirma (Huber nahm mehrere Kubikmeter Kopien mit nach Hanoi) oder die Inschriften in Pali, Birmanisch und Sanskrit in Pagan am Irawadi in Oberbirma. 1911 entdeckte Huber im Gebiet der wilden Radé in Annam ein gewaltiges Ruinenfeld und den Tempelschatz, den die Einwohner vor 1500 Jahren beim Einmarsch der Chinesen vergraben hatten. 120 Kulis hatte der Forscher für diese Arbeiten eingesetzt. Bei der letzten grossen Ausgrabung im November 1913 bildeten neben anderem Material endlose Sanskrit-Inschriften an den Heiligtümern aus der Hinduzeit die grossartige Ausbeute.

Eduard Huber durchstriefte Indochina zu Fuss, auf Ponys, auf Elefanten, zu Schiff, wie es die Umstände gerade erforderten, mit grösserem Gefolge oder beinahe allein. Mit den Empfehlungen der Schule oder des Generalgouverneurs fand er überall, bei den regionalen Militärbefehlshabern und den örtlichen einheimischen Autoritäten gastliche Aufnahme und die gewünschte Unterstützung. Wenn nötig, machte er von seinem Recht Gebrauch, Arbeiter oder Schreiber auszuheben und diese auf Kosten des französischen Staates für eine bestimmte Zeit anzustellen. Auch in Birma erfüllten die englischen Kolonialbeamten und Militärs und die birmanischen Würdenträger jeden Wunsch des «weissen Mandarins».¹²

12 *Mandarin*: Wer Huber den Titel eines «Mandarins des drittletzten Grades» zuerkannt hat, konnte der Verfasser nicht ausfindig machen. Mandarin bedeutet nach dem Sanskrit soviel wie Ratgeber. «Mandarin» war die europäische Bezeichnung für einen höheren chinesischen Staatsbeamten, der dank dem strengen Prüfungs- und Auslesesystem zugleich als Träger der literarischen Bildung galt.

Schweizerin und Schweizer als Barbarenfrau und Barbarenmann aus der Provinz Ho-la-weit-tscha-ya

«Das Land Ho-la-weit-tscha-ya (Helvetia) ist dem Reiche Sche-li-ma-ni-ya (Germania) untertan. Seine Bewohner sind gross und stark und ihres Mutes und ihrer Tapferkeit wegen überall berühmt. Das Land besitzt öffentliche Lehranstalten, in denen Unterricht in der Handhabung der Waffen erteilt wird. Wenige von denen, die darin vollkommen geübt sind, bleiben zu Hause; die meisten wandern in fremde Gegenden aus, deren Fürsten sie als Diener oder Schwertträger gebrauchen. Das Land ist voll hoher Berge. Die Wintermonate sind ausserordentlich kalt. Die Häuser sind wohlgebaut. Die Frauen des Landes sind reinlich und ehrsam; sie sind sehr geschickt in allen Arbeiten und verstehen es, die feinsten Gewebe zu verfertigen, ohne sich eines Webstuhls zu bedienen. Man findet Gold in dem Lande; so oft die Leute eine Zisterne graben, finden sie Golderz; auch der Sand der Flüsse führt kleine Stücke Goldes und Perlen von der Grösse einer Erbse oder eines Reiskornes. Die Berge beherbergen Rehe, Hirsche, Hasen und Panther. Büffel werden als Haustiere gehalten; ihr Fleisch ist eine ausgezeichnete Speise.»

Als China in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Kaiser Kien-Long nochmals eine politische Blüte erreichte und seine Heerscharen bis nach Indien vordrangen, befahl der Herrscher den Vizekönigen der Grenzprovinzen, von allen tributpflichtigen Völkerschaften einen Mann und eine Frau abbilden zu lassen und zu charakterisieren. Die Berichte waren von der kaiserlichen Kanzlei in einem Werk zu vereinigen, das schliesslich 12 Bände umfasste. Unter die «tributpflichtigen Barbarenvölker des Westmeeres» wurden offenbar im Übereifer auch die Schweizer aufgenommen. Huber bekam das Original im Herbst 1901 in Kanton zu Gesicht — wahrscheinlich war das Werk ein Jahr zuvor während der Plünderung Pekings von den Franzosen aus der dortigen kaiserlichen Bibliothek gerettet worden — und übersetzte den Abschnitt über das Land Ho-lo-weit-tscha-ya (Schweiz).



Mann und Frau aus der «Grenzprovinz» Helvetia — nach einer chinesischen Darstellung aus dem 18. Jahrhundert.

So war es scheinbar ein leichtes für Huber, überall durchzukommen. Doch die ausgedehnten, mit vielfältigen Strapazen verbundenen Entdeckungsreisen, die gar oft durch unwegsames und gefährliches Gelände führten, und das zumeist ungesunde Klima stellten nicht selten höchste körperliche Anforderungen an den einarmigen Forscher, die dieser grösstenteils ohne Schwierigkeiten meisterte.

Auf seinen Reisen machte Eduard Huber viele interessante Bekanntschaften. 1903 traf er in Birma mit dem ins Exil abgeschobenen chinesischen vorrevolutionären Reformler Kang-Yu-wei zusammen, der sich bei Huber eingehend über die schweizerische Verfassung erkundigte, um die Gedankengänge in der Zeitung der Jungchinesen, die auf die Revolution hinarbeiteten, zu veröffentlichen.

Für die Unreinlichkeit der Chinesen und Indochinesen hatte Huber wenig Verständnis. Jährlich brach denn auch in Tonking die Pest herein. Doch soll die Bevölkerung die Sanitätskommission mehr als die Pest gefürchtet haben! «Selbst im Hause des annamitischen Vizekönigs hört man dicht neben dem Empfangssaale die Tierchen des heiligen Antonius quietschen», berichtet Huber.¹³ Dagegen fand der Forscher für die Reinlichkeit der Japaner alle Hochachtung und sah in ihnen bereits die führende Nation Ostasiens.

Der Schweizer Eduard Huber besass viel Sympathie für die fremdländischen Völkerschaften und verfolgte mit feinem Gespür deren Sitten und Gebräuche. Gauklern und Märchenerzählern konnte er stundenlang zuschauen und zuhören. Das Volk der Annamiten kam ihm niedlich vor, während er die Birmanen als die liebenswürdigsten Menschen bezeichnete, die er in Südostasien getroffen habe. Angesichts der für ihn märchenhaften Ruinen einer verlassenen Königsstadt konnte er Zeit und Aufgabe, überwältigt von den Gefühlen, die ihn dabei ergriffen, vollkommen vergessen und sich von der Nacht überraschen lassen.

In der chinesischen Provinz Fu-kien traf Huber bei seiner ersten Reise nach China im Dezember 1901 zwei seiner ehemaligen Studienfreunde von Paris: Ling-Fu-Ting (der mit ihm in Grosswangen gewesen war) und Tscheng. Er wurde zur Hochzeit von Lings jüngeren Bruder eingeladen. Huber berichtet, die Anwesenheit des «europäischen Barbaren» habe viel zur allgemeinen Heiterkeit beigetragen. «Ich war in chinesischen Kleidern erschienen wie immer, wenn ich zu Chinesen gehe, und das Chinesische ist mir jetzt so geläufig, dass es mir ein leichtes war, die ganze Gesellschaft in Atem zu halten.»

13 Bei einem der jährlichen Pestzüge wurden in Hanoi nach einem Aufruf der Behörden an einem Tag 4000 Ratten abgeliefert. Nach Entgegennahme der Fanggebühr waren die Leute sehr enttäuscht, dass sie die toten Ratten nicht mit nach Hause nehmen durften, sondern zusehen mussten, wie die Sanitätsbehörde diese verbrennen liess.

Auf seinen Reisen photographierte der Forscher viel: Baudenkmäler, Landschaften, Inschriften, Menschen. Zugleich kaufte er eine Menge Bilder. Regelmässig erhielten seine Angehörigen Kopien der Aufnahmen, die Huber in irgendeinem Winkel Indochinas geknipst hatte.

Während der Forschungsreisen Hubers und seiner Arbeit in Hanoi gährte es da und dort in Südostasien, besonders im Tonking und in den südwestchinesischen Provinzen. Peking, das einstige politische und kulturelle Zentrum des kaiserlichen Chinas, war 1900 von asiatischen und europäischen Truppen geplündert worden. Nur dank dem Einschreiten des Forschers Pelliot und eines französischen Generals mit seinen annamitischen Schützen konnten unschätzbare chinesische Kulturgüter gerettet und nach Saigon transportiert werden.

Auch wenn er wenig behelligt wurde, bekam Huber hin und wieder die Abneigung der ohnmächtigen Chinesen gegen die imperialistischen Europäer zu spüren. Si-yang-kwei (Europa-Teufel) hörte er hinter verschlossenen Türen flüstern. Tank-wei (Barbaren-Teufel) riefen ihm die Buben nach. Köstlich amüsierte sich der Schweizer, wenn sich in Kanton Chinesen um ihn scharten, um den «Teufel vom Westmeere» essen zu sehen. Huber wurde wegen der birmanischen Expedition, die ihn vorerst mehr interessierte, von einer Forschungsreise zu den wilden Mois im Norden Indochinas abgehalten, und blieb deshalb am Leben. Dafür wurde einer seiner Mitarbeiter dorthin entsandt; die ganze Forschergruppe wurde von den Rebellen umgebracht.

Ein erster grosser Flüchtlingsstrom ergoss sich 1902 nach dem Tonking, als reguläre kaiserliche Truppen an der Grenze von Aufständischen geschlagen wurden. Dabei wurden auch zwei französische Missionare getötet. Sarkastisch bemerkte Huber dazu: «Das Blut der Märtyrer wird sich wahrscheinlich in eine Eisenbahnkonzession (für die Franzosen) verwandeln.» Im Norden des Tonking hatten die Franzosen die sogenannten «Schwarzflaggen», Reste ehemaliger chinesischer Rebellen, abzuwehren. Als sich Huber damals in jener Gegend in einem Kloster aufhielt, sah er mit eigenen Augen, wie an einem Abend Franzosen ins Kloster einzogen, während in der folgenden Nacht Freischärlern Gastrecht gewährt werden musste. Huber erlebte es auch, dass die Zitadelle von Hanoi von Rebellen beschossen wurde. Gegen die in den Reisfeldern und hinter Hecken versteckten Aufständischen vermochten die modernen französischen Waffen wenig auszurichten. Des öfters wurde Huber bei seiner Arbeit durch den Lärm einer Kanonade gestört.

Als sich im Fernen Osten die Auseinandersetzung zwischen Japan und Russland anbahnte, herrschte in Indochina grosse militärische Betriebsamkeit. Man befürchtete eine japanische Landung. Der Schweizer Huber machte auf einem französischen Kanonenboot im Golf von Tonking Uebungsschiessen mit. Kriegerische Verwicklungen und die damit verbundenen Unsicherheiten haben manche Pläne Hubers vereitelt oder zurückgestellt. Als 1904 der russisch-japanische Krieg ausbrach, sandten die Franzosen alle dis-

poniblen Kriegsschiffe nach dem Osten. Huber und Direktor Pelliot wurden angefragt, ob sie im Stabe des Generals als Dolmetscher nach dem Osten mitgehen würden, woran beide einen «kapitalen Spass» bekundeten. Doch der Spuk in Ostasien war rasch vorbei, und Huber konnte wenig später in Haiphong das der Hölle von Port Arthur entronnene und arg zerbombte russische Panzerschiff «Diana» besichtigen.

Im Jahre 1907 war Professor Huber in Söul Zeuge der Niedermetzlung eines koreanischen Regiments, dessen Kommandant sich geweigert hatte, auf Befehl des Königs den Japanern die Waffen abzuliefern, als diese daran gingen, Korea vollständig zu annektieren.

Beim Ausbruch der chinesischen Revolution wurden alle Europäer aus dem südwestlichen China in den Tonking beordert. In Yünnan hatten die Reformisten die Kontrolle über die Volksbewegung verloren, und alles ging drunter und drüber. Nach Hubers Bericht retteten sich mit dem grossen Flüchtlingsstrom auch zahlreiche ehemalige Mandarine und Offiziere nach Französisch-Indochina und waren froh, wenn sie als Kulis für eine Handvoll Reis an den Dämmen arbeiten durften.

Linguist und Publizist

Die Mitglieder der Französischen Schule in Hanoi hatten, wie bereits erwähnt, eine vielfältige Aufgabe zu erfüllen. Sein ehemaliger Lehrer Jules Bloch an der Sorbonne bezeichnete Huber als eines der populärsten Mitglieder der indochinesischen Schule; er habe die Intentionen der Schule am besten verkörpert, auch wenn er viel Zeit für die Drucklegung des Bulletins, für das Ordnen der Bibliothek und des Museums, für undankbare Verwaltungsgeschäfte und offiziöse Anlässe zu seinem Leidwesen habe aufwenden müssen.

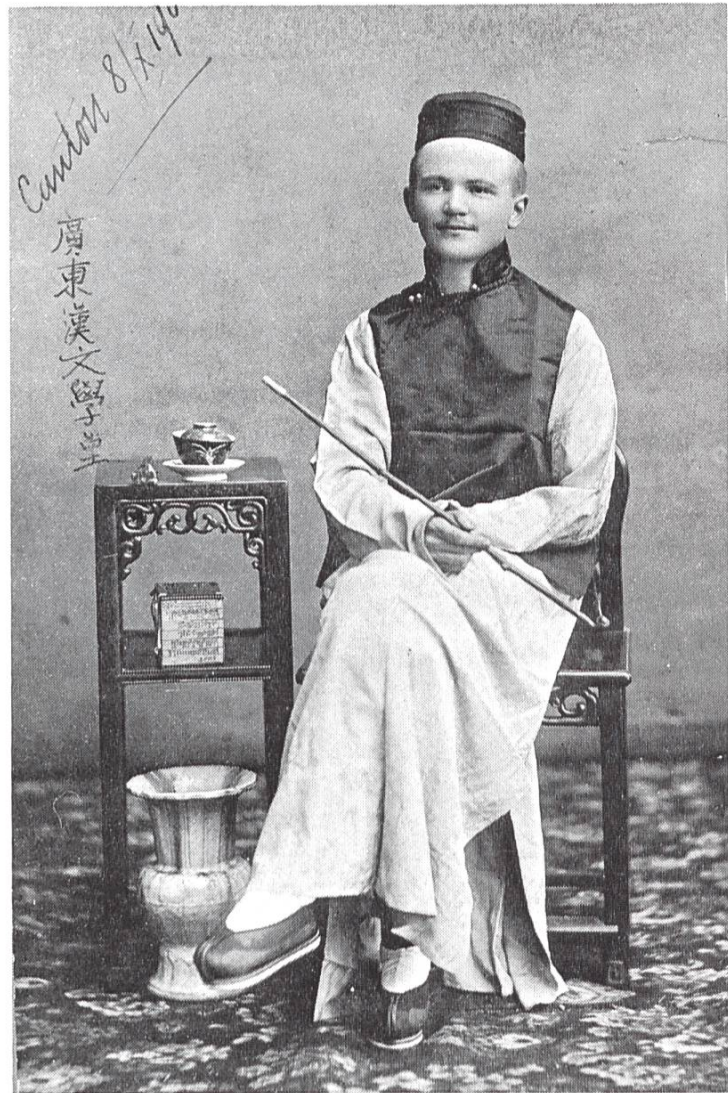
Das Programm der Ecole war in der Tat Huber wie auf den Leib geschnitten: Auf ausgedehnte und abenteuerliche Forschungsreisen folgten Wochen, ja Monate der stillen Gelehrtenarbeit, unterbrochen durch Verwaltungs- und Dolmetschertätigkeit.

Eduard Huber setzte selbstverständlich in Indochina seine Sprachausbildung fort. Zu den bereits angeeigneten Sprachen erlernte er das Siamesische, Birmanische, Talanische, die Pali-Sprache¹⁴, verschiedene chinesische Lesar-

14 *Pali*: Die Literatursprache des Pali gehört zu den ältesten mittelindischen Stufen der Sprachenentwicklung und ist aus dem Prakrit, einer Form der urtümlichen, gewöhnlichen Sprache (im Gegensatz zur kunstvollen Hochsprache des Sanskrit) hervorgegangen. Die Palisprache umfasst ausschliesslich buddhistisches Schrifttum (dogmatische Werke, Erbauungsbücher) des sogenannten südlichen Buddhismus und wird heute noch von den Mönchen in Ceylon, Thailand (Siam) und Birma verwendet.

Rechts:

Der junge Gelehrte auf seiner ersten Forschungsreise nach China im Jahre 1901. Vgl. auch Hubers Bild in der Ehrengalerie historischer Luzerner Persönlichkeiten in der Zentralbibliothek Luzern



Unten:

April 1894

Eduard Huber (links aussen) mit einigen seiner Kameraden der 3. Klasse an der Mittelschule Wilisau. Die gar ernst dreinblickenden Mittelschüler nahmen später allesamt bedeutende Stellungen in Politik, Wirtschaft oder Verwaltung ein.



ten der buddhistischen Schriften und weitere Idiome, sodass der Sprachgelehrte schliesslich an die dreissig europäische und asiatische Sprachen beherrschte.

Hubers Lieblingsthema war zweifelsohne die buddhistische Literatur. An zweiter Stelle stand die indochinesische Philologie. In beiden Sparten veröffentlichte der Gelehrte mehrere Arbeiten (vgl. die Uebersicht S. 138). Die kürzeren und längeren wissenschaftlichen Abhandlungen aus der Feder Hubers sind ausserordentlich sorgfältig bearbeitet. Mit der bereits genannten «Sutralamkara», nach chinesischer Lesart ins Französische übersetzte und von der Asiatischen Gesellschaft veröffentlichte Erzählungen des buddhistischen Dichters Aṣvaghosa, wurde Hubers Ruhm unter den Orientalisten endgültig begründet und vorbehaltlos anerkannt. Die Krone dazu setzte Huber auf, als es ihm gelang, einen bisher völlig unbekanntem und als verloren betrachteten Originaltext des erwähnten Dichters aufzufinden. Dank der sprachlichen Virtuosität verstand es der Gelehrte, indem er neben dem Chinesischen das Tibetanische, Arabische und Syrische zu Hilfe zog, fehlende Kapitel einzelner Werke zu rekonstruieren. In den verschiedenen Lesarten oder Übersetzungen mehrerer Sprachen entdeckte Huber ursprüngliche Sanskrittexte. Sein Fachgenosse Cahen legt Huber geniale Fähigkeiten in der Sprachvergleichung der schwierigsten Sprachen zu. So war Huber für ihn geradezu ein Phänomen, indem dieser mit Arabisch, Sanskrit und Chinesisch sich gleich in drei Sprachen so behend auskannte, während doch die gründliche Beherrschung einer einzigen dieser Sprachen in der Regel die Anstrengung eines Menschenalters erfordert.

Hubers Methode in der Lösung einzelner sprachwissenschaftlicher Fragen gelten als bahnbrechend. Auf dem Gebiet der indochinesischen Philologie gelang Huber die Entzifferung wichtiger epigraphischer Dokumente und manche Deutung bisher geheimnisvoller Inschriftengruppen. Huber erkannte auch die Bedeutung der einheimischen Chroniken als Quellen der Sprach- und Geschichtsforschung. Insbesondere erforschte er auch Sprache und Geschichte der Monen oder Talanen von Pegu in Birma, eines Volkes, das in der Frühgeschichte für die Kultivierung des westlichen Indochinas eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Im Jahre 1903 wurde Eduard Huber im Auftrag der Schule in Hanoi beauftragt, einen Katalog über die gesamte noch unbekanntem tibetanische Literatur zu erstellen, die nach der Plünderung Pekings nach Hanoi gelangt war. Huber hatte die Titel von 3500 Werken zu notieren, deren Sanskrit-Originale verloren waren, die ihrem Inhalt nach für die Kenntnis der altindischen Geschichte aber höchst wertvoll schienen. «Ich hoffe, mir mit dieser Arbeit eine kleine Aureole zu verschaffen», schrieb Huber mit Stolz nach Hause.

Der Wissenschaftler Huber hat sehr gründlich gearbeitet. Als ihm 1912 die Entzifferung einer weiteren Serie Sanskritinschriften gelungen war, meinte er: «Jede Linie hat mich lange Stunden gekostet.» Oft kam Huber ob

seinen wissenschaftlichen Untersuchungen wochenlang nicht richtig aus dem Hause. Vor seinem ersten Heimaturlaub hatte er nach Hause geschrieben, dass nur eine äusserste Kraftanstrengung genügen könne, um dort etwas zu leisten, wo schon die genialsten Geister am Werke gewesen, aber er wolle, nach Paris zurückgekehrt, «eine wissenschaftliche Bagage allerersten Ranges» aufweisen.¹⁵

Gelegentlich lastete die Verpflichtung, für das Generalgouvernement Dolmetscherdienste zu leisten, etwas schwer auf den Schultern des Wissenschafters. Besonders, wenn in China «etwas los war», hatte Huber oft bis spät in die Nacht mit dem Übersetzen der Depeschen zu tun. Mit der Kritik an den chinesischen Professoren in Europa hielt Eduard Huber gelegentlich nicht zurück, wenn er schreibt, dass diese Herren, weil niemals in China gewesen, gar oft «gewaltige Böcke schiessen», denn das Chinesische sei nun einmal so unglaublich schwierig. Im Herbst 1905 hatte Huber für rund 40 Offiziere und Beamte in den Grenzprovinzen Vorlesungen in Chinesisch zu geben. Als Vorbereitung für einen Wochenkurs brauchte er jeweils nur den Sonntagvormittag einzusetzen.

Viel Material hatte sich im Verlaufe der Jahre in Hanoi und in Paris angesammelt, das Huber später auszuwerten gedachte. Hubers Verdienste für die Wissenschaft sind bedeutend. Manches Rätsel über die Zivilisationen Indochinas, Indiens und Chinas wurde entwirrt. Der Forscher hat bis anhin verborgene Zusammenhänge zwischen altindischen und chinesischen Kulturen aufgezeigt. Eine Wertung seiner Arbeit aus moderner Sicht seitens eines Orientalisten wäre sehr wünschenswert.

Der letzte Vorgesetzte Hubers in Hanoi, sein Freund und Mitarbeiter Louis Finot, schreibt in seinem Nachruf im Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient Bd. XIV/1914: «Huber wurde in der Stunde von seinem Geschick ereilt, da er endlich die Frucht seiner langjährigen Vorbereitungen hätte ernten können, da er im Besitze des nach seiner Auswahl und mit eigener Anstrengung aufgehäuften Materials, über seltene Kenntnisse verfügend, Herr seiner Hilfsmittel und seiner Methode, durch eine ganze Reihe von Detailarbeiten geübt, die Zusammenstellung hätte vornehmen können, welche die Gelehrtenwelt von ihm erwartete und die die beginnende Reife ihn zu

15 «Ich bin für diesen Monat von meinem Handwerk so tyrannisch in Anspruch genommen, dass ich nichts aufs Papier bringen kann, wenn es sich nicht um Dinge handelt, die 2500 Jahre vor Chr. passiert sind. Ich muss vor meiner Abreise meinen Kollegen in Europa beweisen, dass in Grosswangen nicht der geringste unter den Orientalisten auf die Welt kam.» (Hanoi, 12. Januar 1910) — «In zwei Monaten bin ich mit der Arbeit fertig, die ich jetzt unter den Fingern habe. Bis dorthin bin ich für etwas anderes nicht zu haben. Sie muss alles, was ich bis jetzt geschrieben habe, in den Schatten stellen.» (Hanoi, 26. September 1911).

verwirklichen locken musste. Dieses Werk ist wahrscheinlich für lange Zeit vertagt, denn ohne Zweifel wird man für lange nicht mehr so eine vollständige Vereinigung aller Gelehrtenarbeiten zu Gesicht bekommen: die Gabe der Sprachen, die Sicherheit des Gedächtnisses, das rasche Erfassen der Texte, die Einbildungskraft, die sie zusammenstellt und vergleicht, den kritischen Scharfsinn, der deren Wert und Wichtigkeit zu erkennen vermag.» (Nach der Übersetzung von Casimir Schnyder in der Biographie über Huber).¹⁶

Europa oder Asien?

Obwohl sich Eduard Huber bei seiner vielseitigen Forschertätigkeit und als Mitglied der Ecole Française in Südostasien durchaus wohl fühlte, schielte er doch hin und wieder — neben seiner tiefen Verbundenheit mit der angestammten Heimat — nach einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Beschäftigung in Europa. Nie kam Huber dazu, sein Doktorat zu machen, wiewohl er immer wieder diesbezügliche Pläne verfolgte und es ihm an Dissertationsthemen keineswegs mangelte. Nur wenige Wochen hätte er dafür einkalkulieren müssen, und das Thema Doktorat spielt denn auch nicht eine geringe Rolle in seinen Briefen an die Angehörigen.

Noch vor der ersten Reise nach Indochina wollte Eduard Huber in Grosswangen eine Doktorarbeit mit seinem Lehrer Prof. Lévi besprechen. Die Expeditionsvorbereitungen hinderten ihn aber daran. Wenig später machten ihn seine Vorgesetzten auf ein interessantes Thema über altindische Literatur und Geschichte aufmerksam. Huber befasste sich in der Tat mit dieser Untersuchung. Im Jahre 1902, als Huber vollwertiges Mitglied der Ecole Française geworden war, meinte er, er könne nun auch eine ganz normale Universitätskarriere in Frankreich absolvieren, wenn er es nicht vorziehe, nach Bern zu gehen. In der Tat erkundigte er sich im gleichen Jahre bei seinem Freunde Dr. Eduard Haefliger in Bern nach den einschlägigen Fakultätsvorschriften. Ein Jahr später schrieb er seinen Angehörigen, er werde für einige Zeit nach Bern gehen, um dort den Doktorhut zu holen, da es ihnen wohl gefalle, einen Doktorbuben zu haben. Es werde ihm keine Mühe

16 *Casimir Schnyder*, 1866—1944, von Sursee; Gymnasialstudien in Basel, theologische Ausbildung an der katholisch-theologischen (Christkatholischen) Fakultät der Universität Bern. Vikar in Bern, Pfarrhelfer und Pfarrer in Zürich, 1906—1915 Pfarrer der christkatholischen Pfarrgemeinde Luzern. In dieser Funktion betreute er auch die Christkatholiken in Grosswangen und pflegte einen regen Kontakt zur Familie Huber. Pfarrer Schnyder war auch journalistisch tätig und gab im Jahre 1920 die Huber-Biographie heraus. Ab 1915 wirkte Schnyder wieder in Zürich und betätigte sich besonders in der städtischen Armenfürsorge.

bereiten, «dieses Pergament zu seinen übrigen zu gesellen.» Und Huber meinte, es werde für Prof. Müller-Hesse, den vorgesehenen Doktorvater, an dessen Arbeit über die Pali-Sprache er über 50 Korrigenda habe anbringen müssen, wohl einmalig sein, einen Examinanden zu haben, der die orientalischen Völker aus eigener Anschauung kenne. Gleichzeitig machte er aber auch darauf aufmerksam, er könne an der Schule in Hanoi bleiben, solange es ihm gefalle, er würde sich aber auch mit einer Professur an einer schweizerischen Hochschule abfinden, wenn seine Angehörigen Wert darauf legten. Tatsächlich wollte der Forscher mit der vor zwei Jahren eröffneten Transsibirischen Eisenbahn nach Europa fahren. Gleichzeitig lud er seine Mutter ein, sie solle nach seinem Urlaub mit ihm auf dem gleichen Wege für einige Monate nach Hanoi kommen. Wiederum sprach er 1904 in Briefen von seinem Doktorat in Bern, um einem Wunsche des verstorbenen Vaters nachzukommen. Ob der japanisch-russische Krieg Hubers Reisepläne vereitelt hat, lässt sich nicht ausmachen.

Inzwischen war Eduard Huber 1905 Professor für die chinesische Sprache geworden. Neben andern Vorteilen war mit dieser Ernennung auch eine Lohnerhöhung von 4000 Franken verbunden. Überraschend teilte Huber 1907 seinen Angehörigen entschuldigend mit, dass er sich nach reiflicher Überlegung entschlossen habe, seine ganze Karriere im Orient zu machen.

Nachdem Prof. Müller in Bern Huber respektvoll um dessen Forschungsergebnisse gebeten hatte, die er, Müller, für seine Vorlesungen verwenden möchte, sprach Huber plötzlich wieder vom Berner Doktorat. 1912 machte Prof. Chavannes in Paris Eduard Huber das Angebot, ihm seinen Lehrstuhl über orientalische Kultusgeschichte und Religionen an der Sorbonne zu überlassen, wenn Huber dafür für Paris gewonnen werden könne. Weitere Professuren wurden in Aussicht gestellt. Während seines zweiten Heimaturlaubes lehrte Huber tatsächlich im Wintersemester 1912/13 einige Zeit an der Sorbonne. Hubers Dilemma, sich zwischen Europa und Asien zu entscheiden, kommt ebenfalls in Briefen über sein Gastspiel in Paris zum Ausdruck. Einerseits hat er sich in Paris nicht wohl gefühlt, aber wenig später bereute er es, die Lehrtätigkeit in Paris nicht für das ganze Jahr angenommen zu haben. 1913 drängten ihn Direktor Finot und «seine alten Herren in Paris» anlässlich seines Urlaubes, eine Arbeit als Dissertation an der Sorbonne einzugeben. Wieder in Indochina, sprach Huber im November 1913 kurz vor seinem Tode ein letztes Mal von seinem beabsichtigten Doktorat, da er einen Fund gemacht habe, den er zu einer Dissertation verarbeiten werde, falls er diese Untersuchung nicht dem «hungrigen Bulletin in den Rachen werfen» müsse.

Es darf angenommen werden, dass Eduard Huber nach den obligaten Jahren Indochina-Dienst nach Europa zurückgekehrt wäre. Nach 15 Dienstjahren konnte sich ein Professor oder höherer Beamter im Kolonialdienst mit der Hälfte des zuletzt bezogenen Salärs pensionieren lassen. Es wäre also

Huber durchaus freigestanden, als noch nicht Vierzigjähriger an irgend einer europäischen Hochschule eine Professur zu übernehmen und nebenbei das immense Indochina- und Chinamaterial in Paris aufzuarbeiten und auszuwerten.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass Huber schon 1903 eine Professur an mehreren neuen chinesischen Hochschulen gegen hohe Entlohnung abgelehnt hat, da damals für ihn die unmittelbare Forschungsarbeit im Vordergrund stand. Grosse Freude empfand der Forscher 1909, als ihm die Direktion über die archäologischen Unternehmungen im Departement Süd (Siam, Kambodscha, Birma, Malaya) übertragen wurde.

Ein lebenswürdiger Mensch — Der plötzliche Tod

Von seinen Mitarbeitern und seinem Biographen wird Professor Huber als überaus lebenswürdiger und bescheidener Mensch bezeichnet. Der stets freundliche Schweizer bewegte sich aber in den Kreisen der gelehrten Welt ebenso natürlich und weltgewandt wie auf Empfängen oder unter militärischen und politischen Autoritäten. Trotz intensivem Kontakt mit fremdländischen Kulturen und einer grossen Affinität zu den Menschen in Südostasien behielt Eduard Huber seine unverfälschte Schweizerart. Rege waren seine Kontakte mit Schweizern in den Zentren des Fernen Ostens, namentlich mit Kaufleuten. Wenn immer möglich, traf er seine Mitlandleute an hohen Festtagen und am 1. August. Scherzweise nannten ihn seine französischen Freunde Guillaume Tell. Seine Sprachgewandtheit machte ihn auch bei den Eingeborenen beliebt.¹⁷

Seine Verbundenheit mit den Angehörigen und mit der engeren Heimat bekundete Eduard Huber durch seinen umfangreichen Briefwechsel. Oft reichte es nur zu einer Karte, sei es auf dem Schiff, an einer Militärstation, an einem Durchgangsweg. Nicht selten legte sein Boy lange Strecken zurück, damit Hubers Briefe und Karten den Weg zu den Verkehrsverbindungen fanden. Sehulichst erwartete der Forscher jeweils die Post aus der Heimat. Auch ehemaligen Studienfreunden, Asiaten und Europäern, bewahrte Huber seine einmal geliebene Freundschaft. In engem Kontakt stand er auch mit

17 «Ich erinnere mich, dass ich Huber an der Schule, welche damals von Saigon nach Hanoi übersiedelte, auf Hindustanisch mit einem Portier aus dem südlichen Indien scherzen, mit seinen beiden Dienern fliessend Pekinger Chinesisch und Birmanisch reden, auf annamitisch mit buddhistischen Bonzen sich unterhalten und dann einige Bruchstücke dieser Zwiegespräche uns übersetzen hörte, in tadellosem Französisch, wie er es übrigens in irgend einer andern europäischen Sprache getan hätte.» Dr. Gaston Cahen in der «Gazette de Lausanne» Nr. 18/19. Januar 1914.

den Orientalisten in der Schweiz, in Deutschland und England, die auf den Gelehrten aufmerksam geworden waren.

Professor Huber wird als ausserordentlich bedürfnislos geschildert. Er kümmerte sich wenig um materielle Dinge. Er hatte auch wenig Grund dazu, sich um seine Existenz Sorgen zu machen, denn als Angehöriger der Französischen Schule in Hanoi und als Professor war für sein Auskommen und für seine Zukunft gesorgt. Er fand sich mit der Grosszügigkeit der Honorierung ab, nachdem er anfänglich «mit dem besten Willen» nicht gewusst haben will, was er mit dem Geld anfangen sollte, das er nicht benötigte. Ab 1902 war Huber als Elève Pensionnaire einem höheren französischen Kolonialoffizier gleichgestellt und «ziemlich aller irdischen Sorgen» enthoben, auch wenn er nicht die Universitätslaufbahn einschlagen sollte.

Oftmals hatte der Forscher Huber wochenlang auf seinen Entdeckungsreisen nur das Allernotwendigste zur Verfügung. Dennoch war er zu gebener Zeit kulinarischen Genüssen keineswegs abgeneigt. Unzählige Male war er in hohe Kreise zu üppigen Mahlzeiten geladen, was ihm offensichtlich Spass machte, wenn sein ganzes Sinnen nicht gerade von einer schwierigen Untersuchung befangen war. «Ich lebe im Siam wie ein Fürst», schrieb er 1910 nach Hause. Hatte er bei wichtigen Verhandlungen als Dolmetscher zu walten, so stieg man auf Staatskosten nur in den besten Etablissements ab. Wie freute sich Huber aber auch, wenn mitten im Urwald sein Boy mit «wunderbarer Geschicklichkeit aus allen möglichen und unmöglichen Dingen» ein geniessbares Mahl zuzubereiten verstand oder eine trockene Lagerstätte ausfindig machte, während der Forscher wenig später notierte: «Nichts zu essen!» Sein Magen vertrug offenbar ein opulentes Mahl ebensogut wie kärgliches Essen. Selbst als Fieberkranker im Militärspital war Huber den Ärzten mit seinem «Blechemagen» aufgefallen. In Hanoi hatte der Forscher für seine persönlichen Bedürfnisse eine Konfitürensammlung anlegen lassen, und der Boy hatte getreulich für Nachschub zu sorgen.¹⁸

Eduard Huber fühlte gleichsam eine innere Verwandtschaft zu den betelnden und meditierenden buddhistischen Mönchen. Stundenlang konnte er mit ihnen diskutieren, zumal er nicht nur ihre Sprache, sondern auch diejenige ihres grossen Meisters verstand und in den heiligen Schriften bewandert war. Stets kam bei Huber auch ein romantischer Zug zum Vorschein. In seinem letzten Brief einen Monat vor seinem Tode berichtete er, wie er mit «archäologischen Gewehren bewaffnete» siamesische Jäger im Dschungel von Myson am Lagerfeuer bewirtet habe; am liebsten hätte er alles liegen gelas-

18 «Ich habe einen wundervollen Appetit. Als ich letztes Jahr im Militärspital in Hanoi krank war (Tropenfieber), sagte mir der Arzt: 'Es täte mir leid, wenn Dir etwas passieren würde, aber andererseits wäre ich doch neugierig, Dich zu sezieren, um zu sehen, ob Dein Magen wirklich aus Blech ist oder nicht.'»

sen und wäre mit dieser Zigeunerbande gezogen, da diese Leute so wundersame Geschichten über Wald- und Flussgeister zu erzählen wussten. Nur die offizielle Aufgabe und sein Status eines Beamten der gallischen Republik hielten ihn zurück.

Oftmals wurde Huber von den Leuten seiner Umgebung ob seiner Güte und Nachsichtigkeit ausgenutzt. Später wurde es besser, als er jeweils für längere Zeit einen vertrauten Diener um sich hatte.¹⁹

Wenn sich der Wissenschaftler auch ungern von seiner Arbeit ablenken liess, so war Eduard Huber kein Zeitaufwand zuviel, wenn er einem Studenten oder einem jungen Kollegen aus einer Verlegenheit helfen konnte. Huber besass auch die vortreffliche Gabe, junge Leute in kurzer Zeit in die Geheimnisse der Orientalistik einzuführen. So machte sich während seines letzten Aufenthaltes der junge Schwede Ebbe Tuneld, der in Göttingen von Huber gehört hatte, an den Gelehrten heran. Huber förderte den jungen Mann so zuvorkommend und zielstrebig, dass Tuneld mit Huber nach Grosswangen zog, sich in der Krone einquartierte, um möglichst viel bei seinem Meister sein zu können. Aus der Zusammenarbeit entwickelte sich eine herzliche Freundschaft, und Tuneld zog später selber nach Indochina. Wenn sich der Forscher in Grosswangen aufhielt, wurde Hubers Haus nicht selten zu einem Wallfahrtsort für interessierte wie neugierige Leute. Des öftern soll sich Eduard aus der Gesellschaft, die ihm meistens zuwider gewesen, weggestohlen haben, um in der «Krone» mit seinen Grosswängern einen Jass zu klopfen. Huber liebte es gar nicht, wenn in seiner Heimat um seine Person Aufhebens gemacht wurde.

Hat der Forscher bei seiner gewaltigen Arbeitsleistung überhaupt eine Jugend verlebt? Huber konnte in der Tat, nicht nur in den Ferien, neben der harten Arbeit auch richtig ausspannen. Immer wieder bricht in seinen Briefen gesunder Humor und Schalkhaftigkeit durch. Nur ein einziges Mal spricht er von schwarzer Melancholie, von der ihn ein Freund befreit habe. Mehr denn einmal meinte Huber, er würde heiraten, wenn man ihm ein «Huslehnet» verschaffen würde, wo sich seine Frau wohlbehütet während seiner Abwesenheit aufhalten könnte.

19 *Hubers Boys*: Von Hubers persönlichen Dienern standen drei in einer Art Vertrauensverhältnis zum Forscher: *Minch chiou* (Ming tschu) begleitete ihn 1908/09 nach Grosswangen, wo er sich da und dort angefreundet hat. Auf den strapaziösen und langen Entdeckungsfahrten nach Kambodscha, Siam und Birma stand ihm 1909/1910 der reiselustige und intelligente tonkinesische Student *Nguyen Dinh Hoe* zur Seite, der korrekt französisch sprach. Auf den letzten Urlaub (1912/13) nahm der Gelehrte den wohl vertrautesten Boy *Nam Thien* mit, einen ehemaligen annamitischen Tirailleur, der bis zu Hubers Tod nicht mehr von seiner Seite wich.

Der Tod Eduard Hubers brach für alle, die ihn kannten, ganz unerwartet herein. Fast durchwegs hatte sich Huber während seines Aufenthaltes im Fernen Osten einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut. Im Jahre 1902 litt er ein halbes Jahr an den Folgen des Tropenfiebers, was damals den beabsichtigten Urlaub in der Heimat verunmöglichte. Auch als er sich einige Wochen im Militärspital zu Hanoi aufhielt, setzte er seine wissenschaftliche Tätigkeit fort. So verschob Huber den Urlaub auf den kommenden Winter, wo er seinen Vater «frisch und bei guter Stimmung» anzutreffen hoffte. Die Nachricht vom Tode seines Vaters im Herbst 1902 und neue Projekte liessen seine Urlaubspläne vorerst und, wie sich zeigen sollte, für mehrere Jahre zurückstellen. Anfangs 1903 erklärte ihn der Leibarzt des japanischen Kaisers an einem Kongress in Hanoi für vollständig gesund.

In den Jahren vor seinem ersten Heimaturlaub meldete der Gelehrte stets gute Gesundheit. «Meine Gesundheit war nie so vortrefflich wie jetzt.» Nach den anstrengenden Jahren vor dem Urlaubsantritt meinte Huber im November 1911, er wäre zugrunde gegangen, wenn er nicht aus Grenoblezement gebaut wäre; die ziemlich grossen physischen Anstrengungen der letzten dreissig Monate hätten ihn so abgehärtet, dass er sich vor dem europäischen Winter nicht zu fürchten brauche. Auch wenn ihm das Klima im allgemeinen sehr behagte, bekannte er sich doch einmal in der tropischen Hitze zum alten chinesischen Sprichwort «Tue nie heute, was du auf morgen verschieben kannst.» Im Jahre 1907 litt er kurze Zeit an der Ruhr; doch war er sonst nie ernstlich krank.

Als Huber Mitte Mai 1913 in Marseille Europa zum drittenmal verliess, war es ein Abschied für immer. Bereits anlässlich seines Vortrages an der Kantonsschule Luzern im Februar hatte Huber gegenüber einem Vertrauten über grosse Müdigkeit geklagt. Doch in Hanoi hatte er sich im Sommer des gleichen Jahres sofort wieder akklimatisiert.

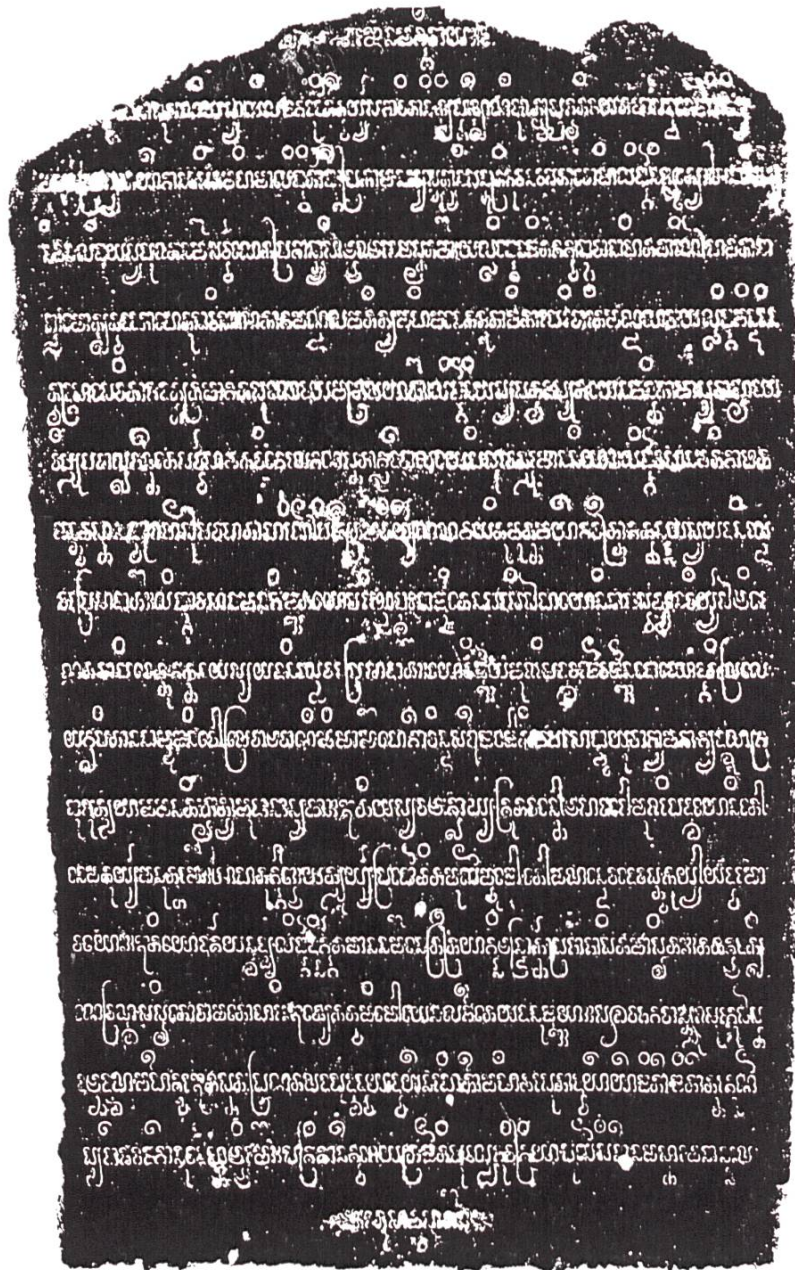
Voller Pläne brach er im November nach den obligaten Verrichtungen an der Ecole Française ins Hochland von Annam auf. Mitten im Dschungel von Myson tätigte Huber seine letzten grossen Ausgrabungen. In vierzig Heiligtümern fand er Sanskritinschriften aus der Hinduzeit. Huber gefiel es ausserordentlich in dieser romantischen Wildnis, und er fühlte sich durchaus wohl. Sein letzter persönlicher Brief an die Angehörigen mit seinen Neujahrswünschen ging am 30. November ab. Offenbar aber hatte sich Huber hier den Todeskeim geholt.

Ueber Eduard Hubers Tod gibt es in einzelnen Punkten widersprechende Angaben. Von Camp Myson begab sich der Forscher entweder auf dem Landwege oder per Schiff auf dem Mekong, das Pnom-penh mit Saigon verband, Richtung Saigon. Eher unwahrscheinlich ist eine andere Meldung, die besagt, der Forscher sei auf dem Seewege von Hanoi kurz vor Weihnachten in Saigon angelangt. In Saigon kam er nicht nur mit Direktor Finot zusammen, der an seinem Mitarbeiter (24. Dezember) nichts Ausserordentliches

Rechts:

Sanskrit — Inschrift aus dem Jahre 820.

Von E. Huber im Jahre 1911 im Urwald gefunden.



Unten links:

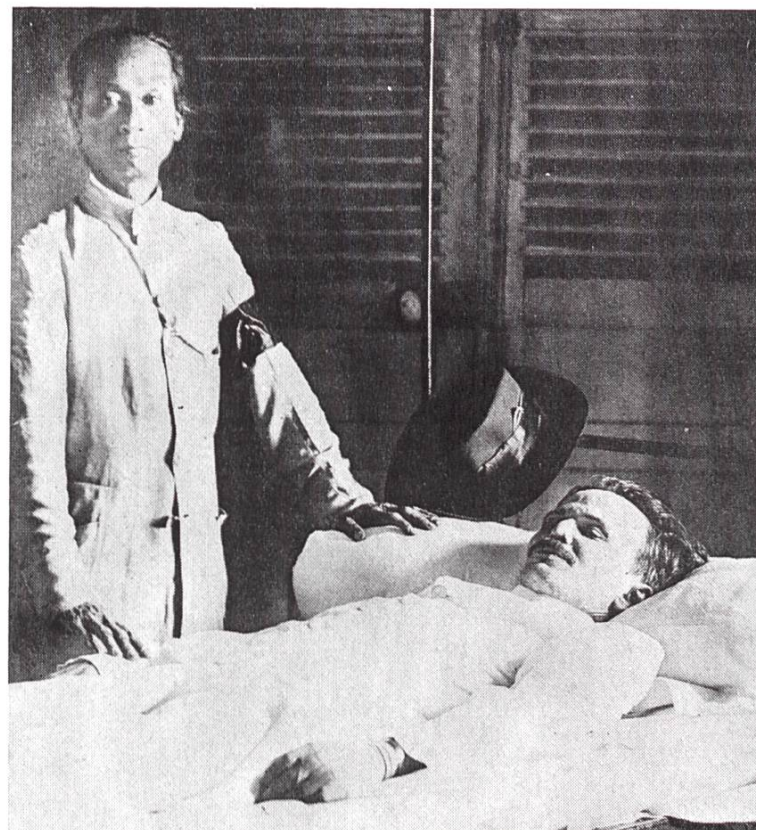
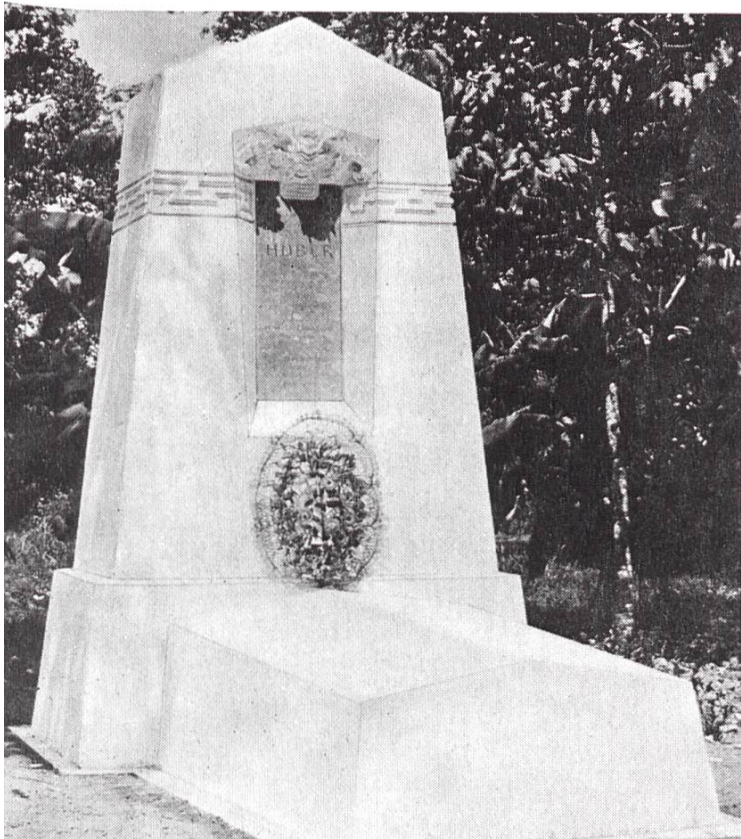
Hubers Grabmal in Vinh-long

am Mekong südwestlich von Saigon auf halbem Wege nach Pnom-Penh.

Unten rechts:

Der Forscher auf dem Totenbett;

neben ihm der Boy Nam Thien, Hubers vertrauter Begleiter in den letzten Lebensjahren.



feststellte und den Abend mit ihm verbrachte. An Weihnachten, als er mit zwei Schweizern dinierte, soll Huber über etwas Fieber geklagt haben, dem er aber keine Bedeutung zumass, zumal der Forscher seiner Person gegenüber keine Schonung auferlegte. Auch die Tage vor Weihnachten war Huber aufgeräumt wie eh und je. Am Tage nach Weihnachten reiste Prof. Huber nach Vinh-long ab, offenbar nur für einen kurzen Abstecher, da er sein grosses Gepäck im Hotel Continental in Saigon zurückliess. In Vinh-long quartierte er sich überraschenderweise im dortigen Hause für Durchreisende, einem festen Bungalow, ein, in welchem sich auch der Cercle de Vinh-long befand. Auffallenderweise verbot er seinem Boy, den befreundeten Provinz-Administrator Petillot von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Huber litt an Fieber und versorgte sich mit den gebräuchlichen Fiebermitteln. Erst nach einigen Tagen, als sich der Zustand des Forschers verschlimmert hatte, erhielt er ärztliche Hilfe. Nach der einen Version soll er zu Fuss den Arzt aufgesucht, nach einer andern soll sein Boy entgegen dem Verbot seines Herrn den Arzt gerufen haben. Die ärztliche Pflege kam zu spät. Auch über die dem Forscher zuteil gewordene ärztliche Betreuung gehen die Ansichten auseinander. Finot schreibt — und dies wird von einem Schweizer, der in Vinh-long Recherchen anstellte, bestätigt —, Huber habe es während seiner kurzen Krankheit an nichts gefehlt, während andere der Meinung sind, die Militärstationen seien zumeist mit noch jungen Ärzten besetzt, denen die gehörige Erfahrung abgehe. Die letzten Lebenstage lag Huber im Fieber-Delirium, und er verschied am 6. Januar 1914. Er wurde mit allen Ehren im Beisein der regionalen politischen und militärischen Honoratioren in einem dreifachen Zinnsarg beigesetzt, da man noch nicht wusste, ob die sterblichen Ueberreste in die Heimat übergeführt werden sollten.

Mit Eduard Huber starb in aller Stille, aber mitten auf dem Arbeitsfeld, dem er seine besten Kräfte gewidmet hat, ein aussergewöhnlicher Mensch. Die wertvollsten Früchte und viele Geheimnisse hat der Gelehrte, der erst gut 34 Jahre alt war, mit ins Grab genommen, denn die volle Auswertung des Gesehenen und Gesammelten wäre erst gekommen. Eduard Huber hat auf seinen Entdeckungsfahrten praktisch keine persönlichen Notizen gemacht, da er sich bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten allein auf das Quellenmaterial abstützte und sich voll auf sein offenbar unfehlbares Gedächtnis verlassen konnte.

«Die Schweiz und Frankreich sollen wenigstens wissen, dass sie ein Phänomen verlieren, das wahrscheinlich in der Welt einzig dastand und dessen Dahinscheiden die Freunde erschüttert, die Bewunderer schmerzt und die Wissenschaft selbst trifft.» (Nekrolog G. Cahen).

Eduard Hubers wissenschaftliche Veröffentlichungen

— *im Bulletin de l'Ecole Française d'Extrême-Orient*

- 1902 L'Itinéraire du pèlerin Ki-ye dans l'Inde
1903 Un de version populaire chinoise d'un conte européen
1904 Une ambassade chinoise en Birmanie en 1406. Etudes de littérature bouddhique: Le Ramayana et les Jatakas — Le Trésor du roi Rhampsinite — Pancatantra — Trois contes du Sutralamkara d'Açvaghosa conservés dans le Divyavadana.
1905 Etudes indochinoises: La légende du Ramayana en Annam — Thil ou thei — Le clan de l'Aréquier — Padati — Le jardinier régicide qui devint roi.
1906 Etudes de littérature bouddhique: Les sources du Divyavadana — Kaniska et Satavahana — Termes persans dans l'Astrologie bouddhique chinoise. Etudes de littérature bouddhique: La destruction de Roruka.
1909 Etudes indochinoises: La fin de la dynastie de Pagan.
1911 Etudes indochinoises: Les bas-reliefs du temple d'Ananda à Papan — Nouvelles découvertes archéologiques en Annam — La stèle de Hué — Trois nouvelles inscriptions du roi Prakaçadharmas du Campa — L'épigraphie du Grand Temple de Mi-son — L'inscription bouddhique de Rôn — L'épigraphie de la dynastie de Đông-duong.
1914 Etudes bouddhiques (von E. Huber hinterlassene Arbeiten): — Les fresques inscrites de Turfan — Cudamaha — Le roi Kaniska dans le Vinaya des Mula-Sarvastivadins.

Daneben sind im Bulletin eine ganze Reihe Buchbesprechungen und Rezensionen über wissenschaftliche Werke zur Orientalistik aus der Feder Eduard Hubers erschienen.

— *im Journal Asiatique* (Paris)

- 1913 Le Pratimokṣasūtra des Sarvastivadins: Texte sanskrites par M. Louis Finot, avec la version chinoise de Kumarajiva traduite en français par M. Edouard Huber.

— *Mélanges d'indianisme* (offerts à M. Sylvain Lévi), Angers 1910

- 1910 Sur le texte tibétain de quelques stances morales de Bharata.

— *in Buchform*

- 1908 Açvaghosa. Sutralamkara, traduit en français sur la version chinoise de Kumarajiva. Paris. E. Leroux.

(Angaben gemäss der von Prof. Louis Finot im Bulletin de l'Ecole Française d'Extrême-Orient 1/1914 veröffentlichten Bibliographie E. Hubers).

Einzelne Studien Hubers sind als Separatabzüge erschienen.

Presse-Veröffentlichungen in deutscher Sprache

- Die Schweiz nach einem chinesischen Bericht aus dem vorletzten Jahrhundert, in: Wöchentliche Unterhaltungen, Gratis-Beilage zum «Luzerner Tagblatt» Nr. 2/10. Januar 1902.

- Eine Forschungsreise (nach Hinterindien); verfasst am 20. Mai 1910 in Tenasserim. «Luzerner Tagblatt» Nr. 157/158, 9./10. Juli 1910.

Der Biograph Casimir Schnyder bringt in seinem Buch über Eduard Huber eine Auswahl von Hubers Arbeiten, namentlich aus den buddhistisch-literaturgeschichtlichen Studien in deutscher Übersetzung.

Lebensstationen Eduard Hubers

- 1879 12. August in Grosswangen geboren
- 1892—1894 an der Mittelschule Willisau
- 1894—1897 an der Kantonsschule Solothurn — Matura
- 1897 November: Immatrikulation an der Sorbonne; Student an der Ecole Orientale sowie am Collège de France in Paris
- 1899 Abschluss der Studien, Diplomarbeit
- 1900 Mitarbeiter der Professoren; eigenständige wissenschaftliche Untersuchungen; Fortsetzung der Sprachstudien; Heimataufenthalte
- 1901 Aufnahme in die Asiatische Gesellschaft in Paris. Kontakte mit den ersten Orientalisten Westeuropas
Als Attaché Mitglied der französischen Mission nach Saigon zur Gründung der Ecole Française d'Extrême-Orient
- 1901—1908 Erster Aufenthalt in Indochina und im Fernen Osten
- 1901 Forschungsreisen nach Kambodscha und nach Annam (Hué)
Forschungsreise nach dem östlichen Tonking und nach China
Reise in die Provinz Fu-kien: Hongkong, Kanton und Amoy
- 1902 Verlegung der Ecole Française von Saigon nach Hanoi; Huber wird als Elève Pensionnaire vollwertiges Mitglied der Schule; Ausgrabungen in den Ruinen von Daila; Tod des Vaters Anton Huber sen.
- 1903 Reise nach Malaya und Birma; Singapore, Rangoon, Mandalay, Pagan, Bhamo, Tali: Rückkehr über Yünnan
- 1905 Aufenthalt in Long-tschou, Provinz Kwangsi
Professor des Chinesischen in Hanoi
- 1906 Mandarin; Aufenthalt bei den wilden Orang
- 1907 Reise nach China und Japan: Kanton, Shanghai, Peking, Mukden, Söul, Fusan, Kobe, Kyoto, Tokio, Tientsin, Peking.
- 1908—1909 Sommer bis Frühjahr: Urlaub in der Heimat
- 1909 Stanislas Julien-Preis der Academie des Inscriptions in Paris für die beste Uebersetzung vom Chinesischen ins Französische
- 1909—1912 Zweiter Aufenthalt in Indochina
- 1909 Forschungsreise nach Kambodscha: Pnom-penh, Santhor, und nach Siam: Angkor, Battambang
- 1910 Reise nach Siam und Niederbirma: Bangkok, Pisanulok, Tenasserim, Aufenthalt bei siamesischen und birmanischen wilden Volksstämmen
Reise nach Oberbirma; Mandalay, Pagan; Rückkehr über Bangkok und Singapur nach Saigon
- 1911 Ausgrabungen bei den wilden Radé in Annam; Entdeckung des Tempelschatzes
- 1912—1913 Herbst bis Sommer Urlaub in Europa; Wintersemester 1912/13: Vorlesungen an der Sorbonne; Aufenthalt in Grosswangen
- 1912 Professor der indochinesischen Philologie; französisches Bürgerrecht
- 1913—1914 Sommer bis Januar: dritter Aufenthalt in Indochina
November 1913: Forschungen in der Tempelgruppe von Myson
- 1914 6. Januar in Vinh-long am Mekong in Nieder-Cochinchina an nicht identifizierter schwerer Fiebererkrankung gestorben.

Quellen — Literatur — Hinweise

Nachlassmaterial

- Dr. med. dent. Richard Egli, Willisau (Neffe E. Hubers): Bildmaterial, Presseauschnitte
- Margreth Haller-Huber, Küsnacht ZH (Nichte E. Hubers): Briefe, Karten, Bildmaterial, Literatur, persönliche Notizen E. Hubers

Literatur

- Casimir Schnyder, Eduard Huber, ein schweizerischer Sprachgelehrter, Sinolog und Indochinaforscher. Sein Leben und seine Briefe — seine wissenschaftliche Bedeutung nebst einer Auswahl seiner Arbeiten — 40 Illustrationen und Kartenskizzen, Zürich 1920, Orell Füssli. — Grundlegende Darstellung, basierend auf persönlichen Beziehungen des Verfassers zu Eduard Huber und dessen Angehörigen sowie auf den Originalbriefen des Forschers an seine Angehörigen und Freunde.
- Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient 1901—1914, Hanoi
- Journal Asiatique, Paris herausgegeben von der Asiatischen Gesellschaft
- Grosse Schweizer Forscher, Atlantis Verlag 1939
- Ludwig Rochus Schmidlin, Die Kirchensätze. Die Stifts- und Pfarrgeistlichkeit des Kantons Solothurn (1857—1907), II. Band 1908
- Luzern Geschichte und Kultur. Otto Gilg, Christkatholizismus in Luzern. Ein Beitrag zur Luzerner Geistesgeschichte. Luzern 1946
- Nachschlagewerke

Presse ab 1901 (Nachweis unvollständig)

Artikel über die wissenschaftliche Tätigkeit E. Hubers, Nachrufe auf Eduard Huber, Anton Huber sen. und Anton Huber jun.

- Luzerner Tagblatt
- Wöchentliche Unterhaltungen, Beilage zum Luzerner Tagblatt
- Vaterland
- Der Katholik
- Journal de Genève
- Christkatholisches Gemeindeblatt für Luzern und Diaspora
- Solothurner Zeitung
- In Freien Stunden
- Willisauer Bote
- Der Bund
- Neue Zürcher Zeitung
- Gazette de Lausanne
- Der Eidgenosse
- Die Berner Woche in Wort und Bild

Mit Hinweisen dienten dem Verfasser:

- ZBL Luzern und ZBL Solothurn
- Kantonsschule Solothurn
- Gemeindeverwaltung Grosswangen
- Dr. med. Bernhard Hodel, Grosswangen (Bildmaterial)
- Dr. phil. Willy Meyer, Sursee (Bild)
- Dr. Franz Wigger, bischöflicher Archivar, Solothurn
- Kirchmeier Siegfried Amrein, alt Gemeindeammann, Grosswangen
- Pfarrer Hansjörg Vogt, Christkatholisches Pfarramt Luzern
- Personen aus Grosswangen, die Eduard Huber noch persönlich gekannt haben